

Weihnachten im makedonischen Bergdorf

Autor(en): **Lampert-Seiler, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **74 (1965)**

Heft 8

PDF erstellt am: **13.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974868>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

WEIHNACHTEN IM MAKEDONISCHEN BERGDORF

Von Dr. Elisabeth Lampert-Seiler

Schon manches Mal haben wir in unserer Zeitschrift über Griechenland berichtet, über die Hilfsaktion des Schweizerischen Roten Kreuzes nämlich, die vor allem Kindern und alten Leuten in verschiedenen Provinzen Nordgriechenlands zugute kommt. Die nachstehende Erzählung führt uns mitten hinein in jene Gegend, in der Jahr für Jahr eine Fürsorgerin des Schweizerischen Roten Kreuzes in Zusammenarbeit mit griechischen Fürsorgeämtern an Ort und Stelle abklärt, wo die Not am grössten ist und wie man am zweckmässigsten Hilfe leisten kann, sei es durch die finanzielle Unterstützung beim Bau eines kleinen Häuschens, sei es durch Lebensmittelpakete oder durch Kleiderspenden. Unsere weihnachtliche Erzählung soll uns mit den Sitten und Gebräuchen Makedoniens vertraut machen und uns die dortigen Bewohner verstehen lehren.

Dunkelheit hatte sich schon auf das kleine Bergdorf N. gesenkt, als ich den Weg zu einem Haus einschlug, wo ich Essen und Nachtlager erwarten konnte. Es war Sonntag. Ich hatte noch einige Krankenbesuche gemacht — etwas, das ich immer, wenn möglich, in der Dämmerung erledigte, um nicht wegen Kleinigkeiten in viele Häuser gerufen zu werden. Frischer Schnee lag auf der Erde, und die sonst so schmutzigen Gassen erschienen ungewohnt hell und rein. Im Halbdunkeln hörte ich allenthalben zufriedenes Gurren: Dicke, zottige Schweine trieben sich, wie immer, frei auf den Strassen umher. Wie Wildschweine sehen sie aus, diese anspruchslosen Haustiere, die mit den schlechtesten Abfällen zufrieden sind und im Sommer und Herbst herdenweise auf die Weide getrieben werden, um den kargen Boden nach etwas Fressbarem zu durchwühlen. Ihr Stall, in den sie nicht einmal jede Nacht eingesperrt werden, besteht aus ein paar zusammengebundenen Aesten. Vor jedem Haus befindet sich ein solcher «Zwinger», meist gleich neben dem aus Lehm gemauerten Backofen fürs tägliche Brot. Alle die schlammigen, steinigen Strassen des Dorfes sind der unbestrittene Tummelplatz der Schweine, und so trottet sie auch jetzt noch gurrend durch die Dunkelheit, als sich die Menschen schon in ihre Häuser zurückgezogen hatten. Sie wussten nicht, dass heute ihr letzter Tag war: Morgen, am 24. Dezember, im Morgengrauen, sollte in jeder Familie das übers Jahr hin gemästete Schwein geschlachtet werden, zum traditionellen Weihnachtschmaus. Am nächsten Abend würden die Strassen leer sein.

Durch die niedrige Türe betrat ich den einzigen Wohnraum in Andronikis Haus. Im Schein der Petrolampe liessen sich zwei Pritschen, ein Blechofen und in einer Ecke ein kleiner Tisch erkennen. Die fünf Kinder waren um ihre Mutter versammelt. Noch war Fastenzeit. Androniki setzte mir darum Pitta, eine Art Kuchen aus halbgebackenem Brotteig und Fett, und ein Stück Halwàs (bröckelige, ölige Masse aus Zucker und Sesam) vor. Während des Essens erfuhr ich, was die Kinder heute abend in Atem hielt: Morgen war

«Kàlanda». Schon kurz nach Mitternacht würden die ersten Kinder gruppenweise von Haus zu Haus ziehen, um mit einem Lied die Geburt Christi zu verkünden und dafür ein paar Äpfel oder Münzen einzustecken. Der vierzehnjährige Jorgos der sonst immer draussen bei seinen Schafen blieb, war eigens für das Fest heimgekommen. Er hatte sich auf morgen früh mit vier anderen Hirtenbuben verabredet. Ich sollte auch mitkommen, um zu singen, bat er mich. Ich wusste wohl, dass es die Halbwüchsigen weniger auf meine Gesellschaft als auf meine starke Taschenlampe abgesehen hatten, die in den tiefverschneiten Gassen von grossem Nutzen sein würde. Natürlich ergriff ich gerne die Gelegenheit, diesen Weihnachtsbrauch kennenzulernen. Die ganze Familie gab sich Mühe, mich den Text des Liedes zu lehren.

Endlich legten sich die Kinder schlafen, doch unruhig lagen sie diese Nacht nebeneinander; das Fest, so aussergewöhnlich im monotonen Dasein ihres abgelegenen Hirtendorfes, regte ihre Phantasie mächtig an. Sie träumten wohl von den Schätzen, die sie morgen vor den Türen sammeln würden.

Nun hatte Androniki endlich Zeit, ihr Wohnzimmer auf Weihnachten vorzubereiten. Sie brachte ein Gefäss mit einem rötlichen Teig, der aus einer bestimmten Art Erde und Wasser angerührt war. Sie tauchte ihre Hände in die Masse und strich damit den ganzen Fussboden an. So bekam der Boden, der nur aus gestampfter Erde bestand, wieder überall eine schöne gleichmässige Farbe. Die kleine, weisse Katze und die beiden Kaninchen, die stets frei herumhüpften, flüchteten vor der ungewohnten Feuchtigkeit und verkrochen sich unter die Pritschen.

Wir setzten uns nebeneinander zum Ofen und strickten — nach orthodoxem Brauch fängt sonntags mit der Abenddämmerung schon der Montag an, und man beschäftigt sich mit allerlei werktäglichen Arbeiten. Andronikis Hände bewegten sich automatisch, mit nicht endender Energie. Sie klagte nie und lachte gerne, obschon sie es gewiss nicht leicht hatte. Seit drei Monaten war es ihre alleinige Sorge, ihre fünf Kinder zu ernähren und zu kleiden.

«Wann glaubst du, dass Vangelis vom Spital heimkehren kann?» fragte sie mich. «Wird er auf Ostern zu Hause sein?»

Ich konnte ihr keine Antwort geben. Auf den Ausgang der Operation komme es an, wollte ich sagen. Doch wer konnte das wissen? Vorgestern war Vangelis operiert worden, noch mindestens eine Woche würde vergehen, bis Androniki von ihm Bericht erhielt. Das orthopädische Spital war Hunderte von Kilometern entfernt, und die Post brauchte Zeit in diesem südlichen Lande, viel Zeit ... besonders für die letzten dreissig Kilometer, den Weg vom Tale herauf ins Dorf, der wieder einmal unter einer dicken Schneedecke begraben lag. Telefonieren — das kam nicht in Frage.

«Hoffentlich hat er die Operation überstanden», sagte Androniki wieder. Und nach einer Weile: «Ich wollte ihn gar nicht, den Vangelis, damals, als ich jung war —, einen Mann mit einem lahmen Bein. Aber seine Familie wollte mich, und er drohte, mich umzubringen, wenn ich mich sträube. So schwieg ich. Doch ich wusste nicht, dass alles so schnell abgemacht wurde zwischen den zwei Familien. Seine Mutter kam mehrmals in unser Haus, und als mir das auffiel und ich fragte, warum sie uns so oft besuche, da erfuhr ich, dass man Vangelis und mich schon vor zwei Monaten miteinander verlobt hatte. Ich weinte, denn ich wollte auch die Schwiegermutter nicht. Aber es nützte nichts ... Später, im Bürgerkrieg, als in unserer Gegend viele junge Leute verschwanden, da war Vangelis draussen bei seinen Ziegen. Einmal kamen die kommunistischen Aufständischen, die Antartes, und nahmen ihn gefangen. Doch als sie merkten, dass er hinkte, liessen sie ihn wieder laufen. Das hat ihn gerettet. Ich war damals allein zu Hause — ich stand kurz vor der Geburt meines ersten Sohnes, der dann gestorben ist. Darum musste ich keine Angst haben, denn schwangere Frauen wurden nie entführt. Fast jeden Abend polterte es an die Tür, und einige Antartes kamen herein. ‚Psomi‘ — Brot — war stets ihr erstes Wort. Sie nahmen an Lebensmitteln, was sie fanden, und verschwanden wieder. Manchmal nahmen sie auch Leute mit.»

Es war schon spät. Androniki brachte die riesige schwarze Zottendecke, wir legten uns auf die Pritsche, deckten uns zu und schliefen bald ein. Gegen drei Uhr erwachte ich, von weitem hörte ich singen. Die Kinder wurden lebendig. Jorgos stand als erster auf und verschwand draussen in der Nacht. Als er nach einiger Zeit mit vier andern Hirtenbuben zurückkam, schlüpfte auch ich in Jacke und Stiefel und zündete meine Lampe an. Wir traten vors Haus hinaus. Ueber Nacht war Schnee gefallen. Nur wenige Fusspuren zeigten, dass schon Menschen unterwegs gewesen waren. Hie und da begegnete uns eine andere Gruppe, lauter kleine Hirten mit Kapuzenmänteln und Stöcken. Vor dem Hause von Andronikis Vetter stellten wir uns lautlos auf, und plötzlich begannen die Buben mit ihren schrillen Stimmen:

«Guten Tag, ihr Herren,
Wir kommen, Euch die göttliche Geburt Christi
zu verkünden:
Christus wird heute geboren in der Stadt Bethlehem,
Der Himmel erglänzt, und die ganze Natur freut sich,
In der Höhle wird er geboren, in der Krippe der
Pferde,
Der König der Himmel, der Schöpfer aller Dinge.
In diesem Haus, zu dem wir kamen, möge nie ein
Stein bersten,
Und der Hausherr möge tausend, ja tausend Jahre
leben!
Und ein gutes neues Jahr!»

Dann warteten wir gespannt. In einem Fenster erschien ein schwaches Licht, jemand schlurfte zur Tür und streckte ein paar Äpfel und Zehnleptastücke (etwa eineinhalb Rappen) hinaus. So ging es an den meisten Orten. Wurde aber in einem Hause kein Licht angezündet, so hiess das, dass den Bewohnern die Geschenke schon ausgegangen waren.

Als der Tag heranrückte, besuchte ich mit den jüngern Kindern, die nicht so weit durch den Schnee stapfen konnten, ein paar Häuser. Schon war an einzelnen Orten ein Quietschen zu hören: das Schweineschlachten begann ...

Im Morgengrauen kehrten wir zu Androniki zurück. Die Kinder setzten sich nebeneinander auf die Pritschen und zählten im schwachen Schein der Petrolampe ihre Schätze. Acht Äpfel und sechseinhalb Drachmen (etwa einen Franken) besass Jorgos, der am fleissigsten gesungen hatte. Nachbarskinder kamen herein und erzählten, in welchen Häusern noch etwas zu erwarten sei: «Die Tsikina gibt Lukumi, der Pasterios gibt sogar Fünfzigeleptastücklein, kommt auch!» Und fort stürmten die Kleinen.

Unterdessen erschienen zwei junge Männer, Verwandte von Vangelis, um an seiner Statt das Schwein zu schlachten. Sie setzten sich neben den Ofen und wetzten umständlich ihr langes Küchenmesser. Die Kinder kamen nach und nach wieder herein und schauten ihnen ehrfurchtsvoll zu. Das dicke Schwein trieb sich indessen grunzend und nichts ahnend im Schnee vor der Türe herum.

Endlich war das Messer gut genug geschliffen. Die kleine Panajota holte noch ihren Onkel, den Nachbarn. Nun traten die Männer vor das Haus und riefen nach dem Schwein, das sich aber nicht um die Locktöne kümmerte. Plötzlich stürzten sie auf das Tier los, einer packte die Hinterbeine und drehte es um, einer fesselte die Schnauze, und der dritte setzte sich rittlings auf den Bauch des Schweins und stiess ihm das Messer in die Kehle. Schreckliches Quietschen erscholl, das schnell in ein gurgelndes Geräusch überging, und der frische Schnee färbte sich hellrot. Während der ganzen Prozedur stand der sechsjährige Janakos, seiner wichtigen Funktion bewusst, in gebückter Haltung vor den Männern. Seine Mutter hatte ihm die kleine Kohlschaufel mit ein paar glimmenden Weihrauchkörnern in die Hand gegeben, und diese hielt er jetzt sorgfältig unter den Kopf des Schweins, so dass dem Tier der

Weihrauch in die Nase stieg, bis es nicht mehr zuckte. In allen Häusern wurde dieser Brauch geübt, doch niemand konnte mir sagen, was er bedeutet. «Unsere Väter haben es schon so gemacht», war die einzige Erklärung. Ob wohl hier noch ein altgriechischer Opferbrauch in den makedonischen Bergen fortlebt?

Als das Schwein endlich nicht mehr zappelte, wurde es an den Hinterbeinen in den Stall gezogen. Androniki brachte ihren Spinnrocken, einer der Männer stach das Schwein damit in den rechten Hinterfuss, legte seinen Mund an die Wunde und begann aus Leibeskräften zu blasen. Der andere schlug mit einem dicken Stock auf den borstigen Bauch los, um die Luft, die sich nun zwischen Haut und Fettschicht ausbreitete, möglichst gut zu verteilen. Jetzt konnten sie mit Leichtigkeit die Haut abziehen — sie würde später für einen Eselssattel Verwendung finden — und den Schweinekörper in drei Stücke zerteilen. Diese wurden gleich im Zimmer am Deckenbalken aufgehängt. Androniki briet unterdessen die Eingeweide in einer grossen Pfanne, verteilte ein paar Gabeln, und alle taten sich an dem frischen Fleisch gütlich.

Es war gewiss lange her, dass diese Menschen das letztmal Fleisch gegessen hatten. Zu Ostern ass man hier das traditionelle Osterlamm, zu Weihnachten das Schwein — und zwischendurch nur Tiere, die notgeschlachtet werden mussten, wobei man oft Gefahr lief, sich mit dem gefürchteten Milzbrand anzustecken.

Es war hell geworden. In dem Zimmer mit den zwei Pritschen, das mir im Dorfzentrum am Tage für die Sprechstunde zur Verfügung stand — nachts schlief eine ganze Familie darin —, hatte die freundliche Hausfrau schon ein Feuer im kleinen Blechofen entzündet. Grossmütter mit Spindeln, junge Frauen mit Kindern auf den Armen drängten sich heran. Eine um die andere liess ich ins Zimmer und schloss dann schnell die Türe von innen mit dem Schlüssel, da sonst alle zugleich hereingekommen wären und gleichzeitig auf mich losgeredet hätten. Die Sprechstunde begann.

Später wurde ich zu einem Kranken gerufen. Ein schweigsamer kleiner Hirtenbub zeigte mir den Weg durch die verschneiten Strassen. Vor jeder Haustüre war eine Blutlache. Von weitem sah ich einen Trauerzug: Die alte Dimitra, die ich während ihrer langen Krankheit oft besucht hatte, wurde zu Grabe getragen. Ein eher kleiner, stiller Zug folgte ihr. Dass alte Leute einmal sterben, das empfinden hier alle als natürlich. Wohl klagt man auch um die Alten, aber nie mit solch wildem Schmerz wie beim Ende eines jungen Lebens.

Ich wurde in ein ärmliches, schmutziges Haus geführt. In einem einzigen Zimmer scharte sich eine ganze Familie nebst einigen Hühnern um das Feuer. Ihre Kleider starrten vor Schmutz. Auf einer Pritsche sass eine kleine verrunzelte alte Frau. Auf ihrem Schoss hielt sie das zweijährige Büblein, das an einer Lungenentzündung litt. Sorgfältig wickelte sie es aus, so dass ich es untersuchen und ihm eine Einspritzung machen konnte. Dann deckte sie es wieder liebevoll zu und hielt es unbeweglich. Sie beobachtete jeden Atemzug des Kindes. «Still!» sagte sie dann feierlich, «es schläft!» Leise ging ich aus dem Haus.

Am Abend, nach der Sprechstunde, suchte ich das Kind nochmals auf. Das Zimmer war dunkel. Jetzt stand auf dem Fenstersims eine verwitterte Ikone, davor ein brennendes Oellämpchen, daneben ein Kaniister mit dem so kostbaren Olivenöl. Ein richtiges Opfer. «Siehst du, mein Kind», sagte die Grossmutter zu mir, «wir haben den heiligen Charalampos aus der Kirche geholt. Der Pfarrer hat ihn uns geliehen.» Ich untersuchte den Kleinen und machte ihm nochmals eine Einspritzung. Es ging ihm etwas besser. Mit dem gleichen freundlichen, feierlichen Blick schaute die Grossmutter auf das Kind, auf den Heiligen und auf mich. Das Kind würde gerettet werden, schien sie zu sagen. Jeder, der helfen konnte und wollte, war willkommen.

Ich besuchte noch einige Kranke. In allen Häusern sassen die Familien um das Kaminfeuer oder um den Herd versammelt. Auch die meisten Männer waren heute dabei, die sonst abends draussen bei den Schafen blieben. In jedem Haus hing am Dachbalken, in drei Stücke geteilt, das Schwein. Ueberall war der irdene Fussboden neu gestrichen. So warteten sie alle auf die Geburt Christi. In jedem Haus wurde ich zum Uebernachten eingeladen. «Bleibe bei uns, du kannst doch nicht bei dieser Dunkelheit noch allein im Dorfe herumgehen», baten sie. Sie konnten ja nicht wissen, dass mir heute diese nächtlichen Krankenbesuche besondere Freude machten, dass es seinen ganz eigenen Reiz hatte, überall die ahnungsvoll wartenden Familien zu sehen.

Zuletzt ging ich zum Hause Theodoras, der jungen Frau, die an einer schweren Arthritis litt. Das kleine Fensterchen war schwach erleuchtet. Drinnen hörte ich singen. Leise trat ich ein. Theodora sass mit ihren Kindern am Feuer und sang ihnen Weihnachtslieder vor. «Ich singe», sagte sie zu mir, als sie mich bemerkte, «um meine Schmerzen zu vergessen. Denn heute will ich nicht traurig sein, heute nacht wird Christus geboren . . .» Oft konnte sie sich kaum bewegen und lag dann tagelang auf ihrer Pritsche. Die bösen Zungen der Nachbarinnen behaupteten, sie sei nur faul. Theodora hatte viel zu ertragen, ihre schmerzhaft Krankheit und den Unverstand ihrer Umgebung. Doch wenn ich zu ihr kam, war sie immer fröhlich und oft zu Spässen aufgelegt.

Natürlich wollte mich auch Theodora über Nacht behalten. Doch ich hatte meiner Kumbara (Gevatterin), der Mutter meines Patenkindes, versprochen, nachts mit ihr in die Kirche zu gehen. Durch die stockdunklen, aber mir wohlbekannten Gassen fand ich mich schliesslich zu ihrem Haus. Eleni, meine Kumbara, und ihre Schwägerin Koula, die jüngste Schwester ihres Mannes, hatten mich schon lange erwartet. Im Nebenraum, wo die Grosseltern ruhten, war es schon dunkel. Mein Patenkind Morphoula und ihr älteres Schwesterchen schliefen in einer Ecke unter ein paar dicken Wolldecken, nicht einmal ihre Köpfe schauten hervor. Nachdem ich ein Stück Brot mit Halwàs verzehrt hatte, packte ich mein Weihnachtsgeschenk für Morphoula aus: eine Puppe, die ich in der Provinzhauptstadt Kozani gekauft hatte. Damals hatte der kleine Zelluloidkör-

per jämmerlich nackt an einem Kiosk gebaumelt. Die Kleidchen, die ich selbst genäht und gestrickt hatte, waren noch nicht ganz fertig geworden. Eleni und Koula gerieten in Entzücken, sie nahmen die Puppe, redeten mit ihr, setzten sie auf den Tisch, liessen sie herumspazieren. Und erst die Kleider! Sofort griffen ihre geschickten Hände zu, und in kurzer Zeit war alles bereit. Liebevoll zogen sie der Puppe Jäckchen und Käppchen an und bewunderten sie von allen Seiten. Ich staunte, wie die beiden erwachsenen Frauen spielen konnten. War es wohl darum, weil sie, wie alle Kinder hier, in ihren Kinderjahren keine Spielsachen gehabt hatten? Ich wusste, womit die Kinder hier spielten: mit Scherben, mit alten rostigen Büchsen, sogar mit den giftigen Früchten des Stechapfelstrauches. Und wie ernst und scheu die Kinder hier waren!

In Gegenwart eines Fremden wagten sie kaum je ein Wort zu sagen.

Es war Zeit zum Schlafen. Eleni schraubte die Petrollampe herunter. Auf den Pritschen, auf denen wir gegessen hatten, streckten wir uns in den Kleidern aus, deckten uns mit einer dicken Velenza (Zottendecke) zu und schliefen bald ein.

«Steh auf, Gevatterin!» hörte ich, zuerst wie aus weiter Ferne, dann immer näher und häufiger. Verschlafen öffnete ich die Augen. Koula und eine unbekannte alte Frau beugten sich über mich. «Steh auf, Gevatterin!» sagte Koula wieder. «Christus ist noch nicht geboren. Geh mit dieser Grossmutter, sie hat ein Kleines zu Hause, das krank ist.» Ich sprang von der Pritsche und zog die Stiefel an. Ein junger Mann erwartete uns vor dem Haus. Still war es draussen, nur



wenige Schneeflocken sanken lautlos vom finsternen Himmel herab. Kein einziges Licht war sichtbar. Die beiden führten mich durch ein Gewirr von tief verschneiten Gassen. Zuletzt traten wir in einen dunklen Vorraum und bewegten uns auf den schwachen Lichtschimmer im Hintergrund zu. Ich stiess mit meinem Kopf an einen harten Gegenstand: im Türrahmen baumelte, statt einer Tür, ein mächtiges totes Schwein.

Wir bückten uns und gelangten in ein kleines, stallähnliches Gemach. Hinten brannte ein Feuer. Auf dem blossen Boden lagen durcheinander ein paar Decken, unter denen die Leute geschlafen hatten — nicht einmal Pritschen waren da —, daneben der hölzerne Trog, in dem man den Teig knetete und der den ganz armen Familien auch als Wiege diente. Im Stall von Bethlehem kann es nicht ärmllicher ausgesehen haben. Neben dem Feuer, auf einem roh gezimmerten Schemel, sass eine noch sehr junge Frau mit weissem Kopftuch, dicken Zöpfen und ernstem, kindlichem Gesicht. In ihren Armen hielt sie ihr erstes Kind, ein Knäblein von wenigen Wochen. Seit zwei Tagen sei es krank, doch erst heute nacht gehe es ihm viel schlechter, erklärte mir die Grossmutter. Sie setzte sich auf den Boden vor das Feuer und nahm das Bündelchen vom Arm ihrer Schwiegertochter. Das Kindlein war in ein grosses, wollenes Tuch eingeschlagen und bis zum Hals mit einer dicken Kordel umwunden. Eine schmale Stoffbinde, auf die eine Knoblauchzehe und ein Zwanzigleptästück aufgenäht waren, umgab seine Stirn, um es vor dem bösen Blick zu schützen. Geschickt löste die Grossmutter die Umschnürung und hielt das Kindlein, so dass ich es untersuchen konnte. Dann schien sie zu bemerken, dass der Kleine verschmutzt war, und darum reinigte sie ihn auf die Art, wie in diesem wasserarmen Dorf alle Grossmütter ihre Enkelkinder putzen: im Scheine des Feuers legte sie das Kindlein auf den Bauch, bespuckte ihm reichlich seine kleine Sitzfläche und rieb es ab mit einem der Lumpen, mit denen es unter dem grossen Tuch umhüllt gewesen war. Dann wurden ihm die restlichen Lumpen wieder umgelegt, die Beinchen gestreckt und die Aermchen steif an den Körper gepresst. Darüber kam das grosse Tuch und dann in kunstvoller Verschlingung die Kordel. — Unterdessen hatte die junge Frau ein winziges Blechpfännchen in die heisse Asche gestellt, und nun bot sie mir ein Tässchen heissen Gerstenkaffee an. Nach dieser Stärkung brachte mich der Mann durch das schweigende Dorf zurück zum Haus der Kumbara. Ich gab ihm ein Medizinfläschchen aus meinem Rucksack, erklärte ihm genau, wie viele Tropfen er dem Kind geben müsse, und dann verschwand er in der Dunkelheit.

Ich legte mich wieder auf die Pritsche und schlief weiter. Im Traume sah ich Spiros, den Dorfpfarrer, so wie ich ihn letzthin getroffen hatte, als er neben seinem Hause seine Schafherde zusammentrieb — im dunklen Kapuzinermantel, mit seinem schwarzen Bart, wirkte er wie ein Bild des «guten Hirten». «Wir werden das Christkind erst auf die nächste Nacht bestellen», sagte er. «Gestern war Sonntag, heute musste ich die alte Dimitra begraben — ausserdem muss ich meine Schafe füttern — ich bin müde.» Ich war dessen zufrieden

— nun würde auch ich diese Nacht durchschlafen können.

Plötzlich erwachte ich. Ich war allein im dunklen Zimmer. In der Ferne läuteten die Kirchenglocken. Ich tastete mich ins Nebenzimmer hinüber; dort brannte ein helles Feuer. Eleni stand daneben, in ihrem schönen, roten Kleid mit dem bestickten Saum, das sie wie alle ihre Kleider selbst gewoben hatte, und kämmte ihr langes Haar. Die Grossmutter lag auf der Pritsche. «Der Grossvater ist schon fort», erklärte Koula, «er ist Kirchenpfleger und muss von Anfang an dort sein, um Kerzen zu verkaufen.» Ich setzte mich ans Feuer und kämmte mich. Koula ging vors Haus hinaus und kam mit ein paar dünnen Zweigen wieder herein. Sie legte diese aufs Feuer mit den Worten:

Grüss Gott und guten Tag,
Christus ist gekommen, unser Herr,
Und brachte uns von allen Gütern der Erde,
Lämmer und Zicklein und Stuten mit jungen Maul-
tieren.
Und Bräute und Bräutigame und Kinder
Und Gesundheit und Freude
Und von allen Gütern der Welt.

Das sind die guten Dinge, die sich die makedonischen Hirten wünschen, ihre Symbole der irdischen Glückseligkeit.

Durch den tiefen Schnee, im Scheine meiner Taschenlaterne, wanderten Eleni und ich zur Kirche. Von allen Seiten bewegten sich lautlose Schatten in der gleichen Richtung. Als wir ankamen, war die lange, niedrige Kirche schon zur Hälfte mit Menschen gefüllt: Vorn, wo die meisten Kerzen brannten, standen die Männer, die durch die ihnen reservierte Seitentüre hereingekommen waren; hinten, mehr im Dunkeln, die Frauen. Beim Eingang erkannte ich den Grossvater Christos, der hinter einem Tischchen stand und den Eintretenden Kerzen verkaufte. Eleni holte sich für zwei Drachmen eine Kerze, trat damit vor die Ikone des heiligen Dimitros, bekreuzigte sich, zündete die Kerze an, steckte sie zu den vielen andern brennenden Kerzen auf den Kandelaber, küsste die Ikone und trat wieder ins Dunkel zurück. Nicht weit von der Ikone entfernt blieben wir beide stehen, und so sah ich unzählige Male die gleiche Szene: Die Frauen des Dorfes, eine nach der andern, traten herzu, bekreuzigten sich, steckten ihre Kerze an, küssten die Ikone und verschwanden wieder in der Menge: ernst, ruhig, selbstverständlich, in einem ununterbrochenen Zug. Alle die Frauen, die ich von der Sprechstunde her kannte, die zu mir kamen und über Rückenweh klagten — nicht zu verwundern, wenn man bedachte, welche Lasten sie täglich herumschleppen mussten —, die scheuen jungen Frauen und Mädchen mit ihren langen Zöpfen und weissen Kopftüchern, die schwarz gekleideten energischen Alten, selbstbewusst in ihrer Würde als Schwiegermutter und Grossmutter, mit ihren runzeligen Gesichtern, braunen Zahnstummeln und dem dunkelblau tätowierten Kreuz zwischen den Augenbrauen. Alle kamen sie und erwiesen dem Heiligen die Ehre.

Vorne wurde gesungen, der Priester las aus dem Evangelium und schritt dann, das Rauchfass schwingend,



feierlich durch die Kirche. Die alten Frauen vor mir warfen sich auf die Knie und senkten den Kopf zu Boden. Draussen wurde es langsam Tag.

Nun war der Gottesdienst zu Ende. Das Volk drängte sich nach vorn, der Reihe nach küssten alle dem Priester die Hand und empfingen dafür das «Antidoron», ein Stück geweihtes Brot.

Es war hell geworden. In Gruppen zog man nach Hause und grüsste fröhlich alle Entgegenkommenden mit «Chrònia pollà!» (viele Jahre!). Nun begann das Weihnachtessen, nach der langen Fastenzeit.

Koula hatte die Mahlzeit vorbereitet. Im Zimmer der Grosseltern, neben dem Feuer, hatte sie den kaum fusshohen runden Tisch, der auch für alle möglichen anderen Verrichtungen diente, zwischen die beiden Pritschen gestellt. In mehreren Blechtellern war das Festessen darauf ausgebreitet: der Darm des Schweines, mit Herz und Milz gefüllt, und der Schweinemagen, der Reis und Origanumkraut enthielt, dazu Teigwaren und Schweinefleisch, eigener Wein, den man im Sommer von Hand gepresst hatte, und ein sogenanntes Liturgiebrod, mit dem Christusmonogramm verziert, wie man es für hohe Feiertage anstelle des gewöhnlichen Brotes bäckt. Wir setzten uns um die Tafel, Gabeln wurden verteilt, die Familie bekreuzigte sich, und nach dem griechischen Grundsatz «jeder isst aus jedem Teller» liessen wir uns das Essen schmecken. Ueber unsern Köpfen, am Dachbalken, schwebte in drei grossen Stücken das Schwein.

Der Tag verging mit Essen und Nachschlafen. Zwischendurch hatte ich einige Patienten zu behandeln, die infolge der plötzlichen ungewohnt üppigen Kost an Verdauungsstörungen litten. Gegen Abend kam auch Elenis Mann, der sonst weit entfernt fremde Schafe hütete, nach Hause, denn morgen war in dieser Familie ein noch grösseres Fest: Grossvater Christos hatte Namenstag.

Diesmal übernachtete ich mit Koula zusammen im Zimmer der Grosseltern auf der einen Pritsche, unter einer riesigen schwarzen Zottendecke. Das Feuer brannte die ganze Nacht. Sein flackernder Schein spielte über Kopf, Vorderteil und Hinterteil des Schweines, die säuberlich aufgereiht über uns im Gebälke hingen.

Am nächsten Vormittag bereiteten die Frauen alles vor zum Empfang der Gäste: viele kleine Stücke gebratenes Schweinefleisch, Schafskäse, Reisküchlein, Wein und selbstgemachten Schnaps. Denn ein Namenstag ist ein grosses Fest, eine Ehre, aber auch eine kostspielige Angelegenheit — darum feiert man nur die Namens-tage der Männer, behauptete die Grossmutter.

Im grösseren Zimmer wurden die schönsten Decken über die Pritschen ausgebreitet und Teller und Gläser auf dem Tisch verteilt. Um die Mittagszeit erschienen die ersten Gäste, fast ausschliesslich ältere Männer, die Grossvater Christos «viele Jahre» wünschten und dann stundenlang essend, trinkend und plaudernd mit ihm um den Tisch sassen. Da immer wieder neue Gäste kamen, hatten Eleni und Koula alle Hände voll zu tun, um die Herren flink zu bewirten.

In verschiedenen Häusern, wo auch ein Familien-glied den Namen Christos trug (Christos = Männer-

name, im Gegensatz zu Christòs = Christus), hatte man mich aufgefordert, doch ja den Namenstagsbesuch nicht zu unterlassen. So zog ich ein wenig im Dorf herum, wünschte in manchen Häusern «viele Jahre» und wurde mit allerlei Essbarem bewirtet. Ich ging auch in das halbzerfallene Haus, in dem Grossvater Photis allein mit seiner Frau Anna wohnte. Das winzige feuchte Kellerzimmer, wo die beiden fast ohne Möbel hausten, war heute voll Menschen. Junge Bur-schen mit Hirtenstäben in den Händen sassen auf den Pritschen. «Dies sind alles meine Enkel, die Söhne meiner Töchter», sagte Photis, der auf einem Auge blind war und auf dem andern oft an heftigen Schmerzen litt. «Sie besuchen uns, um den Namenstag des Christos zu feiern, unseres einzigen Sohnes. Dreissig Jahre alt wäre er jetzt. Während des Bürgerkrieges, als er fünfzehn war, haben ihn die Antartes geholt. Nie-mand weiss, wo er ist, ob er überhaupt noch lebt, nicht einmal das Rote Kreuz.» Und er zeigte mir eine zer-knitterte Postkarte vom griechischen Roten Kreuz, worauf ihm kurz mitgeteilt wurde, dass leider alle Nachforschungen nach Christos D., Sohn des Photis, zu keinem Ergebnis geführt hätten.

Ich schaute mich im Zimmer um. Das einzige Mobi-liar bestand aus den zwei Pritschen, rohen, über grosse Steine gelegten Brettern, die mit zwei abgeschabten Geisenteppichen bedeckt waren. Ein mit wenigen, ge-schmackvoll zusammengestellten Farben geschmücktes Kissen in Wirktechnik, wie sie hier von allen Frauen auf dem Webstuhl hergestellt werden, gab den ein-zigen lebendigen Akzent. Das Muster war alt, in kei-nem Hause hatte ich je etwas Ähnliches gesehen. Das Kissen stammte wohl noch aus der Aussteuer der Gross-mutter Anna. Die alten Leute hatten eben nicht nur keinen Sohn mehr, sondern deshalb auch keine Schwie-gertochter, die ihnen einen grossen Vorrat an Tep-pichen, Decken und allen möglichen andern Geweben ins Haus gebracht hätte. Wie neu und festlich geschmückt sah doch ein Haus nach dem Einzug einer jungen Schwiegertochter aus! Doch hier war alles alt, abgeschos-sen und trostlos. Und nie würde Grossmutter Anna ihre kleinen Enkel auf ihren Knien wickeln können. Die Tochtterskinder gehören hier in dieser streng patri-archalisch geordneten Gesellschaft nicht zur Familie, ja auch die Töchter nach ihrer Heirat nicht mehr. Von Töchtern ist auch kein Beistand zu erwarten. Die ein-zige Hoffnung für das Alter ist ein Sohn. Darum wünscht man den jungen Paaren hier ausdrücklich nicht «Kinder», sondern «Söhne». Und der Verlust des einzigen Sohnes ist der härteste Schicksalsschlag, der einen treffen kann.

«Willst du unsern Christos sehen?» unterbrach der Grossvater meine Gedanken. Ueber die wackelige Treppe führte er mich in den oberen Stock. Das ein-zige Zimmer dort war vollständig leer. Schneeflocken wirbelten durch die zerbrochenen Fensterscheiben her-ein. Grossvater Photis nahm ein zerschissenes Hand-tuch weg, das einen an der Wand hängenden Gegen-stand verhüllte. Darunter wurde eine grosse eingerahmte Photographie sichtbar: drei Menschenköpfe mit stren-gem, steifem Ausdruck, wie er auch uns von alten

Photographien vertraut ist. Mit Mühe erkannte ich in dem etwa vierzigjährigen Paar Photis und Anna wieder. Der dritte Kopf, zwischen ihnen, gehörte einem etwa fünfzehnjährigen Hirtenbuben mit kahl geschornem Kopf und grossen Augen. «Das ist unser Christos», sagte der Grossvater. Schweigend führte er mich die Treppe hinunter.

Unterdessen waren noch andere Besucher gekommen. «Chrònia pollà — viele Jahre» wünschten sie alle dem alten Photis, als ob sein Sohn noch lebte. Seltsame Namenstagsgebräuche: Auch die Abwesenden werden gefeiert, auch die Verschollenen.

Als ich mich verabschiedete, drückte mir der Grossvater einen feuchten, schweren Papiersack in die Hand. «Nimm das», sagte er. «Du kommst jede Woche und behandelst mich wegen meines Auges, und das ganze Jahr habe ich nichts, das ich dir geben könnte. Nur jetzt an Weihnachten habe ich etwas zum Verschenken, nämlich Schweinefleisch, und das gebe ich dir gerne.»

Wegen des tiefen Schnees wagte sich niemand allein aus dem Dorf. Ich war froh, mich am andern Morgen einer Karawane von Menschen und Maultieren anschliessen zu können. Einige Wegstunden von unserem Bergdorf entfernt sollte ich Sprechstunde halten. Meinen Esel liess ich in Andronikis Obhut zurück. Er wäre bis zum Bauch im Schnee eingesunken. Im Morgengrauen versammelten wir uns vor Ilias' Kramladen. Der Sohn des Krämers und einige «Reiche», Besitzer von Maultieren, hatten ihre Lasttiere gebracht, mit Seilen eines hinter das andere gebunden und sie mit allem möglichen beladen. Ilias nahm mir meinen Rucksack ab und befestigte ihn auf dem Rücken eines Maultieres, wo schon gefüllte Kisten, Häute von Ziegen und Schweinen, zwei lebende Hühner, ein totes Kaninchen und ein kleines totes Schwein baumelten. Der Zug setzte sich in Bewegung: voraus ein kräftiger Mann in hohen Stiefeln, der mit seinem langen Hirtenstab das Gelände sondierte und den Weg bahnte. Ihm folgten zuerst die Maultiere und dann die Menschen. Hin-



ter mir schritt eine alte Frau aus unserem Dorf, die ihre Tochter besucht hatte. Mit ihren niedrigen Halbschuhen aus Gummi — dies ist das billigste Schuhwerk und wird hier von allen Frauen getragen — sank sie immer wieder im tiefen Schnee ein und kam nur mühsam vorwärts. Statt eines Mantels hatte sie eine dicke handgewobene Wolldecke um sich geschlagen.

Schon beim Ausgang des Dorfes stürzte ein vollbeladenes Maultier um. Hilflos lag es mit seiner schweren Last im Schnee. Drei Männer bemühten sich um das Tier, zwei fassten es von der Seite, einer am Schwanz — «tugg — tugg — tugg» versuchten sie es zu ermuntern und rissen es mit einem Ruck empor.

Weiter ging's, zuerst im Zickzack den Hang hinunter, dann geradeaus. Manchmal lenkte uns der Führer im Bogen um gefährliche Stellen herum, wo sich tiefer Schnee in Löchern angesammelt hatte. Weiss und endlos erstreckte sich das flache Hochtal zwischen den beiden Dörfern. Vereinzelt ragten jammervoll gestutzte Baumruinen zum Himmel. Es fing wieder an zu schneien, jeder sah nur gerade den Rücken des Vorangehenden. Die Glöcklein der Maultiere bimmelten leise. Nichts als weisse Flocken ringsum — das Gefühl für zeitliche und räumliche Grenzen schien sich aufzulösen, während wir weitermarschierten, ein paar dunkle Pünktchen im unendlichen Schnee.

EIN TAG IM FELDLAZARETT UQDH

Das vom Internationalen Komitee vom Roten Kreuz in der jemenitischen Wüste betriebene Feldlazarett wurde auf Ende Oktober aufgehoben, nachdem zwischen den sich bekämpfenden Parteien ein Waffenstillstand zustande gekommen war. Wir veröffentlichten im Laufe der letzten Jahre verschiedene Beiträge von Schweizer Aerzten, die dort im Einsatz standen. Dieses Mal möchten wir den Erlebnisbericht einer Krankenschwester bringen, den wir mit freundlicher Genehmigung der «Revue internationale de la Croix-Rouge» entnehmen. Noch bleiben drei fliegende Equipen von je einem Arzt und einem Pfleger in Jemen, um Verwundete an der Nordgrenze und im Raume von Sanaa medizinisch zu betreuen. Es ist zu hoffen, dass in nächster Zeit in diesem Lande, das durch den Bürgerkrieg grausam aus einer jahrhundertlangen Abgeschlossenheit herausgerissen wurde, alle Kräfte zu friedlicher Aufbauarbeit vereint werden.

Es ist erst 6.30 Uhr an einem Septembermorgen, doch die Sonne strahlt schon heiss auf die Zelte, und trotz Ventilator ist die Hitze bereits erstickend. Die Patienten in den chirurgischen Zelten bereiten sich auf den neuen Tag vor.

Diese Zelte sind keineswegs mit einem modernen Krankenhaussaal zu vergleichen. Die Patienten tragen ihre eigenen Kleider, die mehr oder weniger sauber sind. Am Fussende eines jeden Bettes liegt ein Sack mit Trinkwasser; auf leeren Kisten ist eine bunt zusammengewürfelte Sammlung von Küchengeschirr und verschiedenen Lebensmitteln ausgebreitet. Ueberall wimmelt es von Mücken.

Die Kranken? Da ist zum Beispiel Mahdi. Seine rechte Hand, von der drei Finger amputiert wurden, heilt nur langsam. Hier ist Mohammed Ali, der an einer schrecklichen Knochenmarkentzündung am Oberschenkel leidet. Und dann sind da Caïd, Ahmed, Al Chaïb. Alle drei sind mit ihrem Lastwagen auf eine Mine geraten. Dem einen wurde der Ellenbogen zerschmettert, der zweite hat Minensplitter in den Beinen, dem dritten wurde das Schienbein zermalmt. Dann kommen «Peter und Paul», zwei grosse Burschen mit

Apostelköpfen, zwei Freunde, die am gleichen Tag, am selben Ort verletzt wurden. Dem einen zerschmetterte eine Kugel den rechten Oberarmknochen, dem andern den linken. Daneben finden wir einige operierte oder verunglückte Beduinen und Najraner. Ausserdem sind da noch die «Sadig». Jeder Kranke kommt nämlich mit einem oder mehreren Freunden ins Lazarett, die sich im Lager niederlassen und, indem sie die Gastfreundschaft des Roten Kreuzes in Anspruch nehmen, ihre Freunde «pflegen»; das heisst sie bringen ihnen das Essen, waschen — manchmal — ihre Wäsche, transportieren ihre Betten je nach Bedarf in den Schatten oder in die Sonne oder zur Clinobox beziehungsweise in das Röntgenzelt. Anfangs ist man überwältigt von diesem Gewimmel und der mehr oder weniger wirksamen Hilfe, doch muss ich sagen, dass man sich bald daran gewöhnt und sie sogar schätzen lernt, denn sie nimmt uns manche Last ab.

Nach den Kranken ist es nun an der Zeit, die jemenitischen Hilfspfleger vorzustellen. Da ist zunächst Ismael, dann Ahmed und schliesslich Mohammed. Ismael hat die grösste Erfahrung in der Krankenpflege und ist auch der beste von den dreien. Die Fieber-